



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Reil.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Jedem das Seine.

Von Ad. von Auers.

Die Table d'hôte war aufgehoben. Die Vertreter des bemittelten Junggesellenstandes, die sich den Luxus erlauben konnten, bei dem besten Restaurant täglich zu speisen, waren in der mittelgroßen Stadt L. nicht gerade sehr zahlreich, der Stammgäste also nur eine geringe Anzahl; die Haupteinnahme brachten die Gäste, die alljährlich zu verschiedenen Zeiten des Sommers, L. passierend, in die S.'schen Bäder gingen oder von daher zurückkamen.

Diesmal waren es einige beim dortigen Kreisgericht angestellte junge Beamte, unter ihnen ein eben dorthin versetzter Referendarus, Herr Clemens von Brücken, die in einem an den Speisesaal stoßenden, comfortable eingerichteten Cabinet behaglich auf den Ledersesseln umherlagen und, den Dampf aus der Cigarre in leichten Ringeln oder dichten Wolken in die Luft blasend, die Chronik des Städtchens, mitunter auch die chronique scandaleuse zu gegenseitiger Erbauung durchblättern.

Brücken kam aus der Residenz. Wäre er Militär gewesen, so hätte er wie ein bekannter humoristischer Dichter singen können:

„Von der Garde zur Linie vertrieben
Und der goldenen Ähren beraubt,
Ist mir nichts, ist mir gar nichts geblieben,
Als mehr Schulden wie Haar' auf dem Haupt.“

Nun, mochte er auch den Text in Rücksicht auf seine Civilcarrière ändern, der Sinn blieb ungefähr derselbe.

Er hatte den vielfachen Verlockungen der Residenz nicht zu widerstehen vermocht, und als nun gar die Rede ging, er stehe im Begriff sich mit einem jungen Mädchen zu verloben, das zur Sängerin ausgebildet werde, conspirirte der Vater, ein von seiner Pension lebender verabschiedeter Artilleriemajor, gegen den Sohn und bewog den Chef desselben, den lebenslustigen jungen Mann, der im Geräusche der Welt des Vaters Lehren überhörte und dessen Beispiel zu altväterlich fand, um es nachzuahmen, an einen kleineren Ort zu versetzen.

Benigstens vermuthete Clemens einen derartigen Fallstrick, als er, mit der Nachricht nach Hause stürmend, einen gewissen verrätherischen Zug um den Mund des alten Herrn wahrte, der den innern Kampf zwischen der Ehrlichkeit des ehemaligen Soldaten und ungewohnter diplomatischer Schlaueit anzudeuten schien.

„Du, nach L., nach L. wirst Du geschickt, das ist gut!“ sagte der Major. „Ich kenne den Ort. Ich stand in meiner Jugend dort in Garnison und es war damals ein einfaches, solides Leben an der Tagesordnung. Auch lebte die alte Fuchsin, die aus Gülzenow dort, Deine Tante, wie Du weißt, ein curioses Frauenzimmer, mit der ich mich in meinem Leben was Ehrliches herumgebissen habe, ihr aber doch gut bin wie sie mir.“

„Bah, was hilft mir die alte Dame!“ meinte Clemens mit verächtlichem Nasenrumpfen.

„Die alte Dame hat ein respectables angesehenes Hauswesen. Seit die Mädchen — ihres Bruders Kinder, meine Mündel, weist Du — herangewachsen, macht sie ein großes Haus. Es ist immer angenehm solchen Anhalt zu haben. Auch ist Hasse alle Sonntage in der Stadt und Hasse ist ein Prachtjunge.“

Dem alten Herrn zuckte es wehmüthig um den Mund, ein Seitenblick traf den Sohn, und das bestochene Vaterherz blickte wieder freundlicher aus den Augen. Clemens war ein hübscher Mensch, auffallend hübsch sogar und einige affectirte Unverschämtheit abgerechnet, die Gewandtheit und Weltton bedeuten sollte und die ja auch ihre Bewunderer in der Welt findet, im Ganzen, wenn er sich natürlich gab, ein frischer liebenswürdiger Junge, mit einer gehörigen Portion Mutterwitz und einem hervorragenden musikalischen Talent, das vielleicht zur Künstlerschaft hätte ausgebildet werden können, wenn der Eifer, die Gottesgabe zu etwas Ernstem zu benutzen, dem dazu Begnadigten nicht ganz und gar gefehlt hätte.

Das waren nun natürliche Vorzüge genug, und der Vater erwog sie in Gedanken, als er das künftige Schicksal seines Sohnes im Felde zu fern war: den kalten Egoismus, der aus Allem ein Rechenexempel macht und der selbst angeborener Liebenswürdigkeit durch die bewusste überlegte Anwendung desselben Hohn spricht.

Dem alten Herrn war es nun hauptsächlich darum zu thun, den Sohn von allen pecuniären Verbindlichkeiten zu befreien. Er raffte zusammen, was er hatte, selbst das für die Tochter zur Ausstattung bestimmte Geld wurde geopfert. Clemens biß sich auf die Lippen, als er dies hörte und als der Vater noch hinzufügte: „Du beraubst sie einer großen Freude, der, sich nach und nach Alles, was zum eignen Herd gehört, in ihr Nestchen zusammenzutragen und es fertig zu haben, wenn Schönfeld zum Rittmeister avancirt.“

„Ach was!“ entgegnete er, mit einem warmen Blick der ihm freundlich zuckenden Schwester die Hand drückend und mit einem Ton, der mit abweislichem Trost die Bewegung niederzuhalten schien: „Schwestern sind meist opferwillige Geschöpfe. Sie hilft mir gern, ich weiß es, und bis Schönfeld Rittmeister ist, hat sie es zehnmal mit Zinsen wieder.“

So wurde das Opfer gebracht und angenommen, ja es wurden viele kleine tägliche Entbehrungen hinzugefügt, die doch alle nicht verhinderten, daß Clemens nach L. mit einem Schuldenrest abging, von dem Keiner etwas ahnte und der groß genug war, die Hilfe des Vaters zu einem bloßen Palliativmittel zu machen. Im

gesprochen — der zum Mörder gewordene Wilderer hatte sich selber erschossen, und seine Seele stand bereits vor einem höheren Richter! So endete der letzte Biberjäger an der Mulde; und mit ihm

war und ist auch das seltene Bild verschwunden, wenigstens konnte sich nach dieser Zeit keiner wieder rühmen, in dortiger Gegend je noch einen Biber erjagt zu haben.

Aus dem Schwanengefange eines deutschen Dichters.

Mehr als dreizehn Jahre sind vergangen, seit in dem geräuschvollen, fernen Paris ein deutscher Dichter die Augen schloß, der unter allen Schriftstellern des letzten halben Jahrhunderts den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf seine Zeit geübt und, trotz vielfacher Verirrungen seines Talents und Charakters, für immer einen hervorragenden Platz in der Literaturgeschichte behauptet wird. Die Hoffmann und Campe'sche Verlagsbuchhandlung trug daher nur eine Ehrenschuld an die deutsche Nation ab, als sie nach dem Tode Heinrich Heine's eine wohlgeordnete, möglichst vollständige Gesamtausgabe seiner Werke erscheinen ließ. Leider jedoch sah der Herausgeber der Heine'schen Werke, Herr Adolph Strodtmann, sich zu der Erklärung genöthigt, daß es ihm, trotz wiederholter Bemühungen, nicht gelungen sei, die Familie des Dichters zur gleichzeitigen Veröffentlichung der von letzterem hinterlassenen Manuscripte zu bewegen. Die Wittve H. Heine's begann damit, für ein kleines Heft willkürlich ausgewählter, oftmals höchst fehlerhaft abgeschriebener Gedichte den enormen Preis von dreißigtausend Francs zu fordern, und der Bruder des Dichters, Herr Gustav Heine in Wien, welcher dessen „Memoiren“ in Händen hatte, wies jeden Gedanken an eine baldige Veröffentlichung derselben auf's Entschiedenste zurück. Wenn man einer seither niemals widerrufenen Notiz Glauben schenken darf, welche im vorigen Jahre die Kunde durch die Tagesblätter machte, so wären die „Memoiren“ H. Heine's vor einiger Zeit, durch Vermittelung des Fürsten Richard Metternich, an die österreichische Regierung verkauft und in den Archiven der k. k. Hofbibliothek vielleicht auf immer der Kenntniß des Publicums entzogen worden. Um so erfreulicher ist die Nachricht, daß die obengenannte Buchhandlung unlängst von der Wittve des Dichters sämtliche in ihrem Besitze befindliche Originalmanuscripte H. Heine's käuflich erworben und Herrn Strodtmann mit der Ordnung und Herausgabe derselben betraut hat. Herr Strodtmann hat unserem Wunsche nach Mittheilung einiger Details über den Inhalt des Heine'schen Nachlasses, der schon nächstens als Buch erscheinen wird, bereitwilligst entsprochen und mehrere charakteristische Proben der verschiedenen Bestandtheile desselben beigelegt.

Ich habe, schreibt er uns, mit unsäglicher Mühe aus dem Bunt bunt durch einander geworfener Papiere, aus den oft mit zitternder Krankenhand in undeutlichen, halb verwischten Bleistiftzügen gekrikelten Originalbrouillons endlich das sämtliche Material zu Tage geschürft und sehe mit freudigem Staunen, wie viel reines Gold der Poesie darunter befindlich ist. Selbst aus früherer Zeit ist vieles noch Ungedruckte vorhanden, und die Zeugnisse aus jeder Periode der dichterischen Laufbahn Heine's werden durch die Veröffentlichung seines literarischen Nachlasses eine erhebliche Bereicherung erfahren. Die Gedichte, welche den Raum von elf bis zwölf Druckbogen füllen, ordnen sich nach ihrem Inhalte und der Zeit ihrer Entstehung naturgemäß in vier Abtheilungen. Die erste derselben umfaßt Nachträge zum „Buche der Lieder“, Liebesklagen um die verlorene Jugendgeliebte, welche anfangs meist einen sentimental schwermüthigen Charakter tragen, später jedoch des bekannnten satirischen Stachels nicht entbehren. Hier eine Probe der einen wie der anderen Art:

Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümlein,
Wir wollen schwagen und lachen,
Und wollen uns wieder freun.

Du weißes Maienglädchen,
Du Rose mit rothem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Fleckchen,
Du blaues Vergißmünclein!

Kommt her, ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein —
Nur mit der schönsten Besede
Laß ich mich nicht mehr ein.

„O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!“
Also singt man taufendstetig
In dem heil'gen röm'schen Reich.

Du, Du fühlst den Sinn der Lieder,
Und sie klingen, theurer Freund,
Tubelnd Dir im Herzen wider,
Bis der große Tag erscheint;

Wo die Braut, mit rothen Wädden,
Ihre Hand in Deine legt,
Und der Vater, mit dem Säcchen,
Dir den Segen überträgt.

Säcchen, voll mit Geld, ungählig
Linnen, Betten, Silberzeug —
O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!

Den persönlichen Abschluß dieser unvergessenen Liebesepifode bildet folgendes originelle Gedicht, welches Heine bei seinem zweiten Besuche in Deutschland am 5. September 1844 dem fünfjährigen Töchterchen seiner Jugendgeliebten für deren Album auf einen hübsch verzierten Briefbogen schrieb:

Ich seh' Dich an und glaub' es kaum —
Es war ein schöner Rosenbaum —
Die Däfte stiegen mir lodend zu Häupten,
Daß sie mir zuweilen das Hirn betäubten —
Es blüht hervor die Erinnerung —
Ach! damals war ich närrisch und jung —
Jetzt bin ich alt und närrisch — Ein Stechen
Fühl' ich im Aug' — Nun muß ich sprechen
In Reimen sogar — es wird mir schwer,
Das Herz ist voll, der Kopf ist leer!

Du kleine Conscientknope! es zieht
Bei Deinem Anblick durch mein Gemüth
Gar seltsame Trauer, in seinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange schliefen —
Sirenenbilder, sie schlagen auf
Die lachenden Augen, sie schwimmen herauf
Lustplätschernd — die Schönste der ganzen Schaar
Die gleicht Dir selber auf ein Haar.

Das ist der Jugend Frühlingstraum —
Ich seh' Dich an und glaub' es kaum!
Das sind die Züge der theuren Sirene,
Das sind die Blicke, das sind die Töne —
Sie hat ein süßkrätziges Stimmlein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein.
Die Schmeichelängeln spielen in's Grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine.
Ein bißchen spärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anmuthsam
Wie anmuthsolze Siegesbogen —
Auch Grübelringe, lieblich gezogen
Dicht unter das Aug' in den roßigen Wänglein —
Doch leider weder Menschen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichste Wesen
Hat seine Fehler, wie wir lesen
In alten Märchen. Herr Lustigmann,
Der einst die schönste Meersee gemann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

In der zweiten Abtheilung der Gedichte begegnen uns zum Theil Lieder, welche vorwiegend den sinnlichen Genuß in der Liebe verherrlichen und der Mehrzahl nach an die Kitty oder Katharina der „Neuen Gedichte“ gerichtet sind, während die reizende Einfachheit anderer an den „Neuen Frühling“ erinnert. So das folgende:

Es erklingt wie Liebestone
Alles, was ich dent' und fühl'.
Ach! da hat der kleine schöne
Liebesgott die Hand im Spiel.

Der Maestro im Theater
Meines Herzens ist er jetzt,
Was ich fühl' und denke, hat er
Gleich schon in Musik gesetzt.

Die dritte Abtheilung umfaßt ausschließlich politische Satiren; darunter eine Anzahl Sonette und einen witzigen Prolog zum Wintermärchen „Deutschland“. Nachstehendes Gedicht scheint sich auf Herwegh zu beziehen, welcher auch in der letzten Abtheilung mit einem stark gepfefferten Spottergusse bedacht wird:

An einen politischen Dichter.

Du singst, wie einst Tyrtaus sang,
Von Selbennuth beselet,
Doch hast Du schlecht Dein Publicum
Und Deine Zeit gewählt.

Beifällig hören sie Dir zwar,
Und loben, schier begeistert:
Wie ebel Dein Gedankenflug,
Wie Du die Form bemästest.

Sie pflegen auch beim Glase Wein
Ein Vivat Dir zu bringen
Und manchen Schlachtgesang von Dir
Lautbrüllend nachzusingen.

Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft
Und nützt die Getränke.

Die bei Weitem größte Zahl der hinterlassenen Gedichte entstammt den letzten Krankheitsjahren und ist erst nach Veröffentlichung des „Romancero“ entstanden. Sie bilden die vierte Abtheilung und werden durch ein großes, mehrere Bogen umfassendes Gedicht im Tone und Versmaße des „Alta Troll“ eröffnet, das zu den herrlichsten, poetisch reinsten Erzeugnissen der Heine'schen Muse gehört. Es führt den Titel „Vimini“, und ist vollständig abgeschlossen, wenn gleich Heine, nach der umständlichen Breite des Prologs zu schließen, anfangs eine etwas detaillirtere Ausföhrung der seltsamen Entdeckungsfahrt nach der Wunderinsel, wo der Quell der Verjüngung fließt, beabsichtigt haben mag. In der zweiten Hälfte dieser Abtheilung ist die Satire auf politische, literarische und musikalische Zustände und Personen besonders reichhaltig vertreten, und jener fürchterliche Nihilismus, der sich als das Endresultat von Heine's Entwicklung herausstellte, spricht hier und in den Nachtragsliedern zum „Lazarus“ mit gellendem Verzweiflungsschrei sein letztes Wort. Auch die sociale Frage, deren Lösung Heine mit schauernder Angst in dem ihm unvermeidlich dünkenden Siege des Communismus erblickte, beschäftigt ihn in diesen Sterbelager-Phantasien:

Die Wanderratten.

Es giebt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und fatten.
Die fatten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tausend Meilen,
Ganz ohne Kasten und Weilen,
Grabaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie stimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche erlüft oder bricht das Genick,
Die lebenden lassen die todtten zurück.

Es haben diese Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze,
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radical, ganz rattenkahl.

Die radicale Nette
Weiß Nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur freffen und saufen,
Er denkt nicht, während er kauft und frißt,
Daß unsre Seele unsferblich ist.

So eine wilde Raze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Raze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld,
Und wünscht auf's Neue zu theilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe,
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Thoren!
Der Bürgermeister und der Senat
Sie schütteln die Köpfe, und Keiner weiß Rath.

Die Bürgersehaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des stitlichen Staats, das Eigenthum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Senatsdecete,
Auch nicht Kanonen, viel Hundertysünder,
Die helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut' helfen euch nicht die Wortgespinne
Der abgelebten Redekünste.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie bringen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlegil mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Kinderbraten,
Begleitet mit Stöttinger Wurst-Citaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behagt den radicalen Rotten
Viel besser, als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

Als die wunderbarste Perle dieser Krankheitsgedichte aber erscheint mir das folgende Lied, in welchem die rein poetische Bewältigung des grausamsten Stoffes, der einem Dichter beschieden sein kann, des Mark und Bein verzehrenden Uebermaßes eigener physischer Leiden, von einer titanischen Obmacht des Geistes über den gebrechlichen Körper zeugt, welche bei allem realistischen Umschein doch in sich selbst eine glänzende Verherrlichung der idealistischen Weltanschauung ist:

Mir lobert und wogt im Hirn eine Fluth
Von Wäldern, Bergen und Fluren;
Aus dem tollen Wust tritt endlich hervor
Ein Bild mit festen Contouren.

Das Städtchen, das mir im Sinne schwebt,
Ist Godesberg, ich denke.
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz' ich vor der alten Schenke.

Der Hals ist mir trocken, als hätt' ich verschluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirth! Herr Wirth! Eine Flasche Wein
Aus Eurer besten Tonne!

Es fließt der holde Rebenfaß
Hinunter in meine Seele
Und löset bei dieser Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flasche, Herr Wirth! Ich trank
Die erste in schnöder Verzweung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich sah hinauf nach dem Drachensfels,
Der, hochromantisch beschieden
Vom Abendroth, sich spiegelte im Rhein
Mit seinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Witzergesang
Und dem festen Gezwitz der Finke —
So trank ich zerstreut, und an den Wein
Dacht' ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber steck' ich die Nase in's Glas,
Und ernsthaft zuvor begud' ich
Den Wein, den ich schlucke; manchmal auch
Ganz ohne zu gucken, schluck' ich.

Doch sonderbar! Während dem Schlucken wird mir
Zu Sinnem, als ob ich verdoppelt,
Ein andrer armer Schlucker sei
Mit mir zusammengekoppelt.

Der sieht so krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar schmerzlich verhöhnend schaut er mich an,
Wodurch er mich seltsam nergelt.

Der Burse behauptet, er sei ich selbst,
Wir wären nur Eins, wir Beide,
Wir wären ein einziger armer Mensch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenstube
Des fernen Paris befänden wir uns —
Du lägst, du bleicher Dube!

Du lägst, ich bin gesund und roth
Wie eine blühende Rose,
Auch bin ich stark, nimm dich in Acht,
Daß ich mich nicht erboje!

Er zuckt die Achsel und seufzt: „O Narr!“
Das hat meinen Zorn entzündet:
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab' ich mich endlich geprügelt.

Doch sonderbar! jedweden Puff,
Den ich dem Vurischen ertheile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und schlage mir Beule auf Beule.

Bei dieser fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken,
Und will ich rufen nach Wein den Wirth,
Die Worte im Munde mir stoden.

Mir schwinden die Sinne, und traumhaft hör' ich
Von Kataplasmen reden,
Auch von der Mixture — ein Eßkessel voll —
Zwei Tropfen stündlich in jeden.

Von den vermischten Aufsätzen in Prosaform sind nur einzelne, wie z. B. mehrere ungedruckte Capitel der „Reisebilder“, von früherem Datum; die meisten stammen aus den fünfziger Jahren. Als besonders interessant hebe ich einen Nachtrag zu den „Göttern im Exil“, eine Lebensskizze des französischen Schriftstellers Loeve-Beimars, und eine Anzahl unterdrückter Blätter aus den „Geständnissen“ hervor, welche, anknüpfend an die Schlacht von Waterloo, einen ebenso geistvollen wie malitösen Rückblick auf die politische Geschichte der letzten fünfzig Jahre werfen und dem Verfasser bei Lebzeiten sicherlich einen vom nationalen Gesichtspunkte aus wohlberechtigten Sturm von Angriffen zugezogen hätten. Eine biographisch wichtige und originelle Zugabe sind die Briefe, welche Heine bei seinem zweimaligen Besuche in Deutschland, 1843 und 1844, an seine Frau nach Paris schrieb. Die leidenschaftliche, oft bis zu drolligster Eifersucht gesteigerte Liebe, mit welcher der Dichter an seiner Mathilde hing, ihre kindliche Unerschaffenheit in allen Verhältnissen des Lebens, das ganze idyllisch zärtliche Schäferspiel des ehelichen Haushaltes erscheinen hier im Lichte einer reizenden Natürlichkeit.

Den werthvollsten Bestandtheil der Prosa-Manuscripte bildet eine Sammlung von mehreren Hundert aphoristischen Bemerkungen über Kunst und Literatur, Religion und Philosophie, Staat und Gesellschaft, Frauen, Liebe und Ehe. Diese Gedanken und Einfälle, welche auf einer Anzahl abgerissener Papierfetzen — oft auf der Rückseite von Brieffragmenten, Rechnungen und Einladungskarten — flüchtig und mit mancherlei Abbreiviaturen aufgezeichnet sind, boten der Entzifferung nicht selten die größte Schwierigkeit. Sie geben in ihrer kurz gedrängten, witzigen Form ein äußerst pikantes Bild des Heine'schen Geistes, dem sich jeder Gedanke zum geistreichen Impromptu gestaltete. Einige dieser Einfälle mögen hier folgen:

Das alte Märchen der drei Brüder realisirt sich. Der eine läuft hundert Meilen in der Stunde, der andre sieht hundert Meilen weit, der dritte schießt so weit, der vierte bläst Armeen fort — Eisenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Presse. —

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie. —

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich noch irgendwo ein Exemplar von diesem Volke, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus. —

Der Taufzettel ist das Entréebillet zur europäischen Cultur. —

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umfattelten, oder Napoleon's, der doch nicht nöthig hatte, nach Rußland zu gehen, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist. —

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen und leidet nun Martern dafür. —

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschnide und klingt es süß. —

Die Thoren meinen, um das Capitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen. —

Ich ließ mich nicht naturalisiren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man für seine Geliebte kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilber Ehe fortleben. —

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor, und die Gesamtheit drängt sie zurück. —

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte es wieder: er gab uns die Kartoffel. —

Das Oel, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme? —

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fesseln, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisirte. Man muß die Deutschen von innen befreien, von außen hilft Nichts. —

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, eine Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt — ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehängt werden. —

Der letzte Johanniterritter des Thüringer Waldes.

Eine Erinnerung, von Georg Sauer.

Wer weiß es nicht, daß Knaben vor Allem die Soldaten und das Soldatenleben lieben, und daß es für sie nichts Höheres giebt, als in einem Papppanzer geschnürt, den Papphelm auf dem Lockenkopf und das hölzerne Schwert an der Seite oder eine Stange als Lanze in der Hand einen Ritter zu spielen, wie er in den vielen Rittergeschichten so schön und schaurig, so kühn und herrlich geschildert ist? Ich zumal hatte als Kind so recht die Gelegenheit, mein kleines Gehirn mit den phantastischen Rittergestalten zu füllen, da ich in der Kirche zu Rönthild, meiner Vaterstadt, oft die Grabmäler der Grafen von Henneberg betrachtete, die dort, Mann an Mann gereiht, der Auferstehung harren. Ihre steinernen und ehernen Bilder aber erweckten in mir eine stille Sehnsucht nach der verschwundenen Zeit, die so prächtig gewesen sein mußte, und oft stieg in mir der — wie ich mir freilich selber sagte — fruchtlose Wunsch auf, nur einmal einen solchen wirklichen Ritter sehen zu können.

Und doch, dieser Wunsch wurde mir gegen alles Hoffen und

Erwarten bald schon erfüllt. Zu Michaelis 1803 kam ich auf das noch jetzt blühende Gymnasium zu Schleusingen. Die Hauptzierde der Stadt ist die Burg der Grafen von Henneberg, die bis jetzt alle Gefahren einer Zerstörung glücklich bestanden hat, im Jahre 1525 selbst den Bauernkrieg, der ganz in ihrer Nähe wüthete. Ein besonders günstiger Umstand für mich, den nunmehrigen Gymnasialisten, war es, daß ich dem Hause eines Freiherrn v. Trebra empfohlen wurde, welcher aus Sachsen als Oberforstmeister über die großen, weitläufigen Thüringerwald-Reviere königlich sächsischen Amtheils nach Schleusingen ge- und versetzt worden war. Die Familie v. Trebra gehörte zu den gebildetsten in Schleusingen und in der ganzen Umgegend. So lange Trebras in Schleusingen lebten, hatten sie das mittlere Stockwerk der Burg inne, und es war daselbst fast ununterbrochen ein kleiner Hof. Einheimische und Fremde trafen, geladen und ungeladen, auf der Burg bei Trebras ein, Jeder, der in Beziehung auf Geist, Talent und Kunst auch nur einigermaßen sich auszeichnete, war allda willkommen.